



## Jagodnoje an der „Straße der Knochen“

***Im ostsibirischen Jagodnoje ist die Geschichte Russlands, was seine ländlichen und von Moskau und anderen Großstädten weit entfernten Gebiete betrifft, wie in einem Brennglas fokussiert: wirtschaftlicher Niedergang und Elend, Landflucht, Trostlosigkeit. Doch Jagodnoje ist noch mehr, nämlich das ehemalige Verwaltungszentrum eines Teils des Archipel Gulag in der Kolyma-Region.***

Iwan Panikarow, ein 59-jähriger Ex-Journalist mit Nebentätigkeiten wie Heizungsmonteur, Schlosser oder Jurist aus dem Städtchen Jagodnoje in der Provinz Magadan, ist auch für russische Verhältnisse ein besonderer Typ: immer auf Achse, kontaktfreudig, neugierig und energisch – und dabei stets mit jenem Arsenal von inneren Vorsichtsmeldern ausgestattet, wie sie manche ehemaligen Sowjetbürger prägen. Panikarow ist ein Unikum, ein, wie er selbst sagt, Sonderling, denn er hat seine Wohnung in Jagodnoje sozusagen zweckentfremdet: als kleines, privates Gulag-Museum. „Gottseidank habe ich eine Frau, die das alles unterstützt, sonst wäre ich wahrscheinlich schon aus der Wohnung geflogen“, meint er lachend in seiner kleinen Küche, den Wodka zuprostend.

Eigentlich hatte Panikarow nicht vor, eine private Gulag-Gedenkstätte aufzubauen. Mit wenigen Gleichgesinnten gründete er einen „Verein zur Suche ungesetzlich Repressierter“. Unter diesem Begriff versteht man auch heute noch Gulag-Häftlinge, die die politischen Säuberungen des Stalinismus in die Lager gebracht hatten. Ein erster Versuch eines öffentlich geförderten Gulag-Museums in Jagodnoje scheiterte, weil die Gemeindeverwaltung und überörtliche Instanzen einen versprochenen Zuschuss einfach nicht überwiesen. Panikarow lagerte kurzerhand das von ihm und seiner Frau Galina gesammelte Material und Exponate aus diversen Gulag-Niederlassungen der Region in seine neu gekaufte Wohnung um.

Und so ist die Zweiraum-Wohnung der Panikarows inzwischen – bis auf Küche und Bad – vollständig mit Fotos, Faksimile-Schriften, Gebrauchsgegenständen und anderem Archivmaterial aus dem Gulag dekoriert. Selbst im Schlafzimmer stehen die Bananenkartons mit Dokumenten. „Ich vertraue niemandem mehr aus der Verwaltung, das alles bleibt unter meiner Obhut“, sagt Panikarow entschlossen. Manche Exponate hat er allerdings schon an russische und ausländische Initiativen und Ausstellungen verschenkt oder ausgeliehen, wie etwa an die Schalamow-Ausstellung, die jüngst in Berlin und Heidelberg zu sehen war. Und Anfragen an den mittlerweile berühmten Russen aus dem fernen sibirischen Jagodnoje kommen aus der ganzen Welt.

Wer heute auf der Fernstraße M 56 in Jagodnoje einfährt, sieht links und rechts der Straße nur Trostlosigkeit und Verfall. Nichts weist darauf hin, dass hier zwischen 1949 und 1957 die Verwaltung des SewLag, eines kleinen Teils des berühmten Kolyma-Gulag (oder auch Dalstroi-Gulag) im östlichen Sibirien, residierte. Und ebenso berüchtigt wie das Kolyma-System ist die M 56 selbst: „Straße der Knochen“ heißt diese von Magadan nach Jakutsk führende, 2200 Kilometer lange, staubige und notdürftig geflickte Piste nicht etwa deshalb, weil man hier ordentlich durchgeschüttelt wird, sondern weil der Bau dieser Fernstraße mit dem Tod unzähliger Zwangsarbeiter aus den umliegenden Lagern des Gulag bezahlt wurde.

Die Gründung von Jagodnoje 1934 ist eng mit dem Gulag verbunden. Gold sollte hier gefördert werden – und wurde anfangs auch mit erheblichem Aufwand gewonnen. Arbeitskräfte gab es genug, denn allein in den Lagern des SewLag waren mehr als 15 000 Gefangene inhaftiert.



Darunter auch Häftlinge wie Warlam Schalamow oder Jewgenia Ginsburg, die durch ihre Gulag-Beschreibungen später weltberühmt werden sollten. In Jagodnoje wurde etwa der Schriftsteller Schalamow 1943 zu weiteren zehn Jahren Haft verurteilt.

Iwan Panikarow kennt all diese Geschichten und wird gerne auch von Interessenten an der Gulag-Historie als Führer gesucht. Heute erwartet er einen besonderen Besuch: Antonina Aksjonowa hat sich angekündigt, nicht irgendwer, sondern die Adoptivtochter der Schriftstellerin und früheren Universitätsdozentin Jewgenia Ginsburg. Diese war 1937 – zusammen mit ihrem Ehemann Pawel Aksjonow - von Stalins Geheimdienst NKWD verhaftet, der „trotzkistischen Verschwörung“ angeklagt und anschließend 17 Jahre in Gefängnissen, Lagern und der Verbannung gehalten worden. Jewgenia Ginsburg war zum Zeitpunkt ihrer Verhaftung ein angesehenes Mitglied der Kommunistischen Partei.

Die 67-jährige Antonina Aksjonowa, eine ehemalige Schauspielerin, hat sich vor sechs Jahren, als in Weißrussland die innenpolitische Lage unter Diktator Lukaschenko kulminierte, von ihrem Wohnort Minsk nach Frankfurt am Main verändert und arbeitet seither an einer deutsch-russischen Schule als Regisseurin für das dortige Kindertheater. „Tonja“, wie sie von Panikarow genannt wird, war 1947 im Lager geboren und von ihrer Mutter, die sie nie kennen gelernt hat, in einem Kinderheim der ostsibirischen Provinzhauptstadt Magadan abgegeben worden. Die Schriftstellerin begegnete 1949 dem kleinen Mädchen im Kindergarten, adoptierte es zwei Jahre später gegen alle Regeln der Gulagvorschriften und gründete mit ihrem zweiten Mann, dem - ebenfalls im Kolyma-Gulag inhaftierten - deutschen Arzt Anton Walter in Magadan eine neue Familie. Dazu stieß dann auch Ginsburgs Sohn aus erster Ehe, Wassili Aksjonow, der später als Schriftsteller bekannt werden sollte.

Antonina Aksjonowa ist nicht zum ersten Mal in der Kolyma, in ihrer Geburtsregion. Wo genau sie geboren wurde, weiß sie nicht, und auch das Geburtsdatum ist unsicher. Die Recherchen über ihre leibliche Mutter haben die ganzen Jahre keinen Erfolg gehabt. Sie ist heute hier, weil sie zur Geschichte ihrer Adoptivfamilie und besonders die ihrer Stiefmutter Jewgenia Ginsburg Nachforschungen betreibt. Sie hofft auf Einblick in die Archive, auf Fotokopien von Dokumenten, was auch heute, siebzig Jahre nach den stalinistischen Exzessen, nicht so einfach ist. In Magadan, dem Zentrum der gleichnamigen Provinz, erhielt sie nur mühsam eine Genehmigung – und das erst nach einem Gespräch mit den hiesigen Mitarbeitern des Innenministeriums. In Jagodnoje ist ihr Iwan Panikarow ein zuverlässiger Helfer.

Mit ihm zusammen – und einer inzwischen eingetroffenen Reisegruppe aus Moskau - macht sie sich auf den Weg an jenen Ort, an dem ihre Mutter als Krankenschwester gearbeitet hatte: Belitschje. Nur wenige Autominuten von Jagodnoje entfernt, ist der letzte Kilometer allerdings nur zu Fuß durch mooriges und schlammiges Gelände möglich. In den letzten Jahrzehnten hat sich die Natur diesen Landstrich wieder zurückgeholt. Unter lautem Geschrei und Klopfen auf Blech bahnt sich die Gruppe einen Weg durch das Gestrüpp: Jagodnoje ist Bärenland, und einfach so in der Natur spazieren zu gehen, Pilze oder Beeren zu suchen, nicht ratsam. Vor kurzem, so Panikarow, wurden weiter südlich drei Straßenbauarbeiter von einer Bäarin getötet, weil sie zu unvorsichtig waren und versucht hatten, das Tier zu fotografieren.

Von der ehemaligen Klinik Belitschje sind nur wenige Reste zu sehen. Alles ist überwuchert, aber Panikarow fördert aus dem Dickicht immer neue Gebrauchsgegenstände aus der Gulag-Zeit hervor: eine Schaufel, einen Wasserkochtopf oder andere Küchengeräte. Antonina Aksjonowa ist sichtlich bewegt und ruft die Erinnerung an ihre Stiefmutter Jewgenia Ginsburg wach, an ihre Autobiografie



„Gratwanderung“ und auch an deren kurze Episode als Krankenschwester in der Klinik Belitschje, wo sie mit dem Schriftsteller Warlam Schalamow zusammengetroffen war.

Auf der Fahrt in das achtzig Kilometer entfernte Elgen macht die Gruppe Halt in der Serpantinka-Schlucht. Die Serpantinka war in der Gulag-Ära Hinrichtungsort. Stalinistische Erschießungskommandos liquidierten dort jene, die als unverbesserliche Oppositionelle, „Faschisten“ oder für die harte Arbeit in den Minen als unbrauchbar galten. Die Opfer mussten sich an den Rand der kleinen Schlucht stellen und fielen nach den Todesschüssen von selbst in ihr Massengrab. Dort haben Panikarow und ein Freund vor Jahren ein Denkmal installiert – von Regionalpolitikern in einem skurrilen Wettstreit begleitet. Die private Initiative der beiden war in den Zeitungen angekündigt worden, was den Behörden missfiel. Flugs wurde eine staatliche Initiative ins Leben gerufen, und die Regionalverwaltung nannte in den Zeitungen ihren Termin: Einweihungszeremonie eines Alternativ-Mahnmals eine Stunde vor Panikarows Feierstunde.

Auch in Elgen frisst die Natur allmählich den Gulag. Elgen, auf Jakutisch „der Tote“, beherbergte in der Gulag-Ära ein großes Frauenlager und in der Nähe berüchtigte Arbeitsstellen wie die Gruben von Istwestkowaja. Jewgenia Ginsburg verbrachte in Elgen eine einigermaßen furchtlose Zeit, denn hier waren gleichgesinnte Leidensgenossinnen, Intellektuelle, Akademikerinnen, alles „Politische“, die der stalinistische „Hexensabbat“ (Alexander Weißberg-Cybulski) an diesen Ort gespült hatte – und hier fand auch die ehemals angepasste Kommunistin Ginsburg zurück zum, wie sie schrieb, „geistigen Erbe der russischen Intelligentsia, das meine Generation als heimliches Geschenk von eben jenen Weisen und Dichtern der Jahrhundertwende erhielt, die wir so sehr kritisiert hatten“.

Ganz in der Nähe des Lagers Elgen, am Fluss Mylga, ist heute noch jene Hühnerfarm in Resten erhalten, in der Ginsburg, wie ihre Tochter zu erzählen weiß, sich wie „im Paradies“ vorkam: kurzzeitiges Ende des brutalen Hungers, Schutz vor der Kälte und einigermaßen erträgliche Arbeitsbedingungen. Wie in einer zukunftsweisenden Metapher hängt das Hauptgebäude dieser Wirtschaftseinheit heute schon fast zur Hälfte über das ausgewaschene und durch die Strömung durchfurchte Ufer der Mylga, und es wird nicht lange dauern, bis auch dieses Relikt der Gulag-Geschichte in die Vergessenheit versinken wird.

Die Rückfahrt nach Jagodnoje, durch das Tal der At-Jurchaskaja, zeigt die volle Widersprüchlichkeit dieser Landschaft. Die Berghänge – und kuppen bewaldet, jetzt im Spätsommer in sattem Grün, Pilze und Beeren in unglaublicher Menge, eine scheinbar intakte Natur. Unten, auf dem Talboden, kilometerweit in großen Halden gesiebter Boden, dunkle, malträtierte Erde, eine zerklüftete, als wertlos hingeworfene Landschaft – Resultat einer jahrzehntelangen und zum Teil bis heute währenden Suche nach Gold. An der wenig befahrenen Strecke, mitten in der Einsamkeit, steht plötzlich ein Mann mit Rucksack. Panikarow hält an und lässt ihn einsteigen. Es ist der 55-jährige Juri aus Tumannyi, einem kleinen Weiler am Rande der Goldgruben.

Juri, in seinem Weiler groß geworden, dort die Schule absolviert, dann zur Arbeit in die Goldgewinnung, ist der letzte Bewohner seines Dorfes. Ohne Elektrizität und Wasser hat sich der Pensionär auf seine alten Tage dort eingerichtet. Ab und zu schießt er sich etwas zum Essen oder angelt, erzählt er Antonina Aksjonowa, und alle zwei Wochen holt er sich Lebensmittel und vor allem Wodka aus dem 40 Kilometer entfernten Jagodnoje, denn „Angeln ohne Wodka macht keinen Sinn“. Juri ist, wie er sagt, das Kind einer „Repressierten“; seine Mutter war in Elgen inhaftiert, sein Vater in einem anderen Lager. Natürlich, so Juri, gibt es in der Gegend um Jagodnoje noch viele Kinder ehemaliger Gulag-Häftlinge, die nach ihrer Freilassung in der Region geblieben sind. Aber ein großes Thema ist das für die meisten nicht. Man meidet es. Nur manchmal öffnet sich jemand, wie die Magazin-Verkäuferin in Jagodnoje, die darüber erzählt, dass sie auch eine der „Repressierten-Kinder“ sei.



Vor dem Besuch in der Gemeindeverwaltung Jagodnoje warnt Iwan Panikarow davor, seinen Namen und seine Person überhaupt zu nennen. Aber seine Befürchtung ist umsonst, Antonina Aksjonowa bekommt keinen Termin – keine Zeit, dringende Amtsgeschäfte. Es hat sich herum gesprochen, dass Fremde in der Stadt sind. Und überhaupt hat Jagodnoje Besseres zu tun, als sich mit vielleicht unangenehmen Fragen zur Geschichte der Stadt zu beschäftigen. Seit dem drastischen Rückgang des Goldabbaus und dem Zusammenbruch anderer Industriezweige sind viele Dörfer in der Umgebung verlassen und stehen als stille Mahnmale für den Goldrausch in der Gulag-Ära in der Landschaft dem Verfall preisgegeben. Jagodnoje selbst hat von ehemals mehr als 12 000 Einwohnern über zwei Drittel verloren, und noch mehr werden gehen. Es gibt keine Zukunft hier, auch nicht für Iwan Panikarow. Er wird sich irgendwann einmal überlegen müssen, sein privates Gulag-Museum an der „Straße der Knochen“ doch an einen anderen Ort zu bringen.

In: FAZ vom 8.9.2014